

Zitierhinweis

Lukács, László: Rezension über: Attila Paládi-Kovács, Ipari táj. Gyáarak, bányák, műhelyek népe a 19-20. században, Budapest: Akadémiai Kiadó, 2007, in: Ungarn-Jahrbuch, --, 29 (2008), S. 514-519, DOI: 10.15463/rec.1189723973



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Navratils theoretische Herangehensweise charakterisierte sein namhafter Zeitgenosse Heller folgendermaßen: »Ein entschieden konservativer Denker im edelsten Sinne des Wortes, der die Aufgabe der Entwicklung der Wissenschaft nicht in der Zerstörung der bisherigen Ideengebäude, in ihrer mit aller Macht zu verfolgenden Substitution durch neue Gedanken sieht.« Doch war sein Konservativismus zu keiner Zeit eine Flucht in die Vergangenheit, denn er orientierte sich immer an den volkswirtschaftlichen Problemen seiner eigenen Zeit. Ganz bewußt erforschte er die Kontinuität zwischen älteren und neueren Theorien. Dadurch übertrug er die ungarischen Traditionen, die sich an den klassischen Traditionen orientierten, in das 20. Jahrhundert. Er folgte keiner wirtschaftswissenschaftlichen Richtung kritiklos, hielt beinahe die gleiche Distanz zu der bereits damals vorherrschenden neoklassischen Wirtschaftstheorie, zur Österreichischen Schule und zur zeitgenössischen deutschen Volkswirtschaftslehre, die sich immer mehr in Richtung eines staatlichen Interventionismus entwickelte. Im Unterschied zu seinen Vorgängern versuchte Navratil nicht, die unterschiedlichen Richtungen miteinander zu versöhnen oder ein Gleichgewicht herzustellen. Er war vielmehr ein Kritiker der Theorien seiner Zeitgenossen. Sein theoretisches System kann aber nicht als eine späte Version der klassischen Schule betrachtet werden. Er begriff seine Wirtschaftstheorie als Alternative zu den sich formierenden Ansätzen, insbesondere zur deutschen Volkswirtschaftslehre.

Navratil lernte die deutsche Sozialwissenschaft während seines Universitätsstudiums kennen, als er mit seinem Freund Kuno Graf Klebelsberg ein Jahr lang in Berlin studierte. Dort übte Adolf H. G. Wagner eine große Wirkung auf sein Denken aus. All seine späteren Bestrebungen und seine Art, Probleme zu behandeln, sind von der Anschauungsweise geprägt, die er sich damals angeeignet hatte. Navratil entwickelte bewußt ein System, das sich auf verschiedene Traditionen stützte. Heutige Wirtschaftswissenschaftler werden ihn vielleicht für einen Forscher halten, der einer besonderen Richtung der Institutionenökonomik zuzurechnen ist, denn er ist mit Sicherheit einer derjenigen Ökonomen, die die Zusammenhänge von Rechts- und Wirtschaftswissenschaften intensiv erforscht haben.

Márta Hild, die die Auswahl der Beiträge besorgt hat, gliedert in ihrer Einführung die Arbeiten von Navratil hervorragend in die ungarischen wirtschaftswissenschaftlichen Traditionen ein. Damit hilft sie, diesem Lebenswerk den gebührenden Platz zuzuweisen.

Zsuzsa Bekker

Budapest

PALÁDI-KOVÁCS, ATTILA: *Ipari táj. Gyáarak, bányák, műhelyek népe a 19-20. században* [Industriegegend. Das Volk der Fabriken, Bergwerke, Werkstätten im 19.-20. Jahrhundert]. Budapest: Akadémiai 2007. 327 S.

In Ungarn wurde nach der Machtübernahme durch die Kommunistische Partei 1949 die volkskundliche Erforschung der Arbeiterklasse stark gefördert. Einige Folkloristen übernahmen diese Aufgabe und begannen, Lieder der Arbeiter und Bergleute zu sammeln und zu veröffentlichen. Parallel dazu erschienen auch forschungsmethodische Wegweiser und Berichte über erste Feldforschungen. Die von der Staatspartei geförderten Forschungen wurden von den Volkskundlern ohne jegliche Motivation und Vorbereitung betrieben, so dass die vielversprechenden

Pläne über Arbeiterfolklore und Arbeiterkultur mit nachlassendem Druck schnell in Vergessenheit gerieten. In der ersten Hälfte der 1970er Jahre wurden die bescheidenen Ergebnisse belächelt, und die Nachwuchsgeneration der Volkskundler war der Ansicht, dass die volkskundlichen Untersuchungen der Arbeiterklasse zu Recht unvollendet geblieben seien. Es herrschte die Meinung vor, das Volk sei mit dem Bauerntum und die Volkskultur mit der Bauernkultur gleichzusetzen. Die Volkskundler waren sich bewusst, dass die ungarische Bauerngesellschaft überhaupt nicht monolithisch war: Von den Gutshofknechten über die Besitzbauern bis hin zum Kleinadel umfasste sie zahlreiche gesellschaftliche Schichten. Man wusste auch, dass viele Berufsgruppen in ihr Milieu eingebunden waren: Hirten, Fischer, Fuhrmänner, Floßmänner, Handwerker, Soldaten und Studenten, deren Gesellschaftskultur Teil der Volkskultur war. Im Gegensatz zur organischen, alten Bauernkultur wurde die Kultur der Fabrikarbeiter als fremd, unvollständig und viel zu jung empfunden.

Die ungarische Volkskunde hat diese Sichtweise von der deutschen Wissenschaft übernommen, in der das Phänomen *Volk* von Wilhelm Heinrich Riehl (1823-1897) definiert worden war. Riehls lang anhaltender Einfluss kann damit erklärt werden, dass in Ungarn, auf ungarischem Sprachgebiet die Bauern die absolute Mehrheit der Gesellschaft ausmachten. Dass die bäuerliche Kultur in zahlreichen Gebieten Ungarns bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, in mehreren Gebieten Siebenbürgens bis zum Ende des 20. Jahrhunderts Bestand hatte, ist der langsamen Wandlung des Bauerntums zu verdanken. Selbst heute sind seine Spuren – seine Werte – durch volkskundliche Feldforschungen erschließbar – allerdings unter immer größeren Schwierigkeiten. Hierzu betont Attila Paládi-Kovács: »Die ungarischen Ethnologen und Folkloristen haben in den vergangenen Jahrzehnten (1956-1990) eine große Möglichkeit auf diesem Gebiet versäumt, zumal sehr viele Gegenstände und Dokumente zerstört, zahlreiche Arbeiterkolonien abgerissen oder umgestaltet wurden, und die letzte Generation der noch im 19. Jahrhundert geborenen Arbeiter ausgestorben ist.« (S. 56.) Natürlich kann dafür Riehl, der seine Werke in den frühen 1850er Jahren, während der Entstehung des Arbeitertums in der deutschen Großindustrie schrieb, nicht verantwortlich gemacht werden. Riehl ordnete die Gesellschaft seiner Zeit in vier Gruppen ein: Bauerntum, Aristokraten, Bürger und Arbeiter. Sicherlich hielt er das Bauerntum für den Grundstein der deutschen Gesellschaft, für den Träger der deutschen Volkskultur und sogar für den Archetypus des deutschen Volkes: »Schon dem Auge des Naturforschers stellt sich der echte deutsche Bauer als der historische Typus des deutschen Menschenschlages dar.«¹ Ebenso betonte er, dass die vier Gruppen gemeinsam das deutsche Volk bilden und dass alle Gruppen ihre spezifischen Aufgaben beim Aufbau der Gesellschaft haben. Bei der Vorstellung der Großindustriearbeiter schrieb er mit großer Sympathie über die bäuerlichen Hüttenmänner, die aus Westfalen kommend in den Hüttenwerken des Rheingebietes arbeiteten und abgesehen von den wenigen Wochen in den Sommerferien nie ihre Familien sahen. Ihre Frauen und Kinder bearbeiteten währenddessen das winzige Land, das sie durch das Erbschaftssystem des Majorats geerbt hatten. Riehl sympathisierte auch mit den gegenseitigen Aushilfe- und Krankenhilfekassen der deutschen Bergarbeiter (S. 306-307) und schrieb besorgt darüber, wie man die deutschen Arbeiter dem linkspolitischen Einfluss entziehen könne: »Es will mir wenigstens nicht einleuchten, wie das Fabrikproletariat auf irgendeine

¹ Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Hans Naumann und Rolf Haller. Leipzig 1934, 173.

Weise nachhaltig gefestigt [sic!] und der kommunistischen Luft entzogen werden könne, außer indem man die Fabrik nach Art der alten Werkstätten zu einer großen patriarchalischen Familie durchbilde, damit der proletarische Arbeiter in dem beschränkten Kreise dieser Familie das finde, was er in dem Phantasielied der sozialistischen Familie der Menschheit sucht.« (S. 305.)

Paládi-Kovács widmete seine Aufmerksamkeit schon früh den Bergarbeitern, Hüttenmännern und Handwerkern und begann seine Feldforschungen 1978 unter den Bergbauleuten von Gömör. Er wurde sozusagen in die Welt der Ózder Hüttenwerke, der ersten kapitalistischen Aktiengesellschaft Ungarns, *hineingeboren*, wuchs in der Stadt Ózd auf, die der Stolz der ungarischen Industrie des 19. und 20. Jahrhunderts war. Als Ergebnis seiner Feldforschungen schrieb er seit 1985 Studien und Zusammenfassungen für das achtbändige Handbuch „Ungarische Volkskunde“ (*Magyar Néprajz*) über Lebensart und Kultur der genannten Schichten. Seine Forschungsberichte präsentierte er oft auf nationalen und internationalen Konferenzen. Das vorliegende Buch vermittelt als Endergebnis seiner bisherigen Forschungen, dass die Kultur der ungarischen Arbeiter auch zur Volkskultur gehört: »Dieser Band will die Erinnerung des sich rasch entfernenden Industriezeitalters und besonders die der einstigen Gruppen der ungarischen Bergarbeiter, Handwerker und Fabrikarbeiter bewahren. Der Untertitel ›Das Volk der Fabriken, Bergwerke, Werkstätten im 19.-20. Jahrhundert‹ stellt eher das Industriezeitalter in den Mittelpunkt, doch wissen wir wohl, dass die historischen Vorereignisse der Industrie und der Arbeiterschichten schon in der feudalen Gesellschaft zu finden sind. Im historischen Ungarn waren die Arbeitergruppen der Kupferminen (Oberungarn, Siebenbürgen), der Hammer- und Eisenindustrie sowie dessen Zünfte von größter Wichtigkeit. Diese Gruppen haben ihre mittelalterlichen Traditionen bis ins Zeitalter des Kapitalismus weitergeführt: Viele von ihnen tauschten die Erzminen mit den Kohlenminen, die Hammerwerke mit der Hütten-Maschinen- oder Glasindustrie usw. aus. Als selbständiges historisches Vorereignis sind noch das Arbeitertum der Forst- und Montanindustrie sowie das der Manufakturen des 18.-19. Jahrhunderts zu betrachten.« (S. 281.)

Seine Ansichten und Themen fasst der Verfasser folgendermaßen zusammen: »[...] wir können schon klar und deutlich sehen, dass wir uns nicht mit dem Sammeln von Arbeiterliedern, Bergarbeiteraberglauben und Arbeiterfolklore zufrieden geben dürfen. Die Forschungsarbeit muss sich auch auf die Geschichte der Industrialisierung und der Arbeiterklasse, auf die alten Techniken und Werkzeuge der Handwerker, auf die Sprache der untersuchten Schichten (besonders auf die Fachsprachen), auf die kulturellen und gesellschaftlichen Eigenschaften der einzelnen Gewerbearten und Fachleutegruppen, auf die Strukturierung, ethnische und Wohnortgruppierung der Arbeiterklasse, auf die Kultur der Wohnorte und Arbeitsplätze, auf die Verkehrs- und Kommunikationsmethoden der Arbeiter sowie auf sämtliche Gebiete ihrer Lebensweise beziehen.« (S. 56.)

Paládi-Kovács stellt mit Bedauern fest, dass einige traditionelle Kulturelemente mancher Arbeitergruppen heute genauso schwer aufzufinden sind wie die Traditionen des alten Bauerntums. Im postindustriellen Zeitalter wurden die Minen und Fabriken geschlossen, und deren Arbeiter fielen dem massenhaften Personalabbau zum Opfer. Wie auch bei der Bauernkultur befindet sich die Erforschung und Dokumentierung der Arbeiterkultur in einer Phase, in welcher der Forschungsgegenstand im Verschwinden begriffen ist. Bei Förderung der Forschungen durch verfeinerte Methoden, Einbeziehung neuer Quellen und wirkungsvolle Zusammenarbeit

mit den benachbarten Disziplinen ist diese Aufgabe überaus dringlich. Dies betont der Verfasser in seiner Zusammenfassung, denn die *Industriegegend* ist ein so komplexes Forschungsfeld, dass die Zusammenarbeit mehrerer Wissenschaftsbereiche nötig ist.

Die *Industriegegend* ist bisher im Vokabular der Volkskunde nicht vorgekommen. Selbst die Geografie kennt nur *Industriegebiete* oder *-bezirke*. In Ungarn hat die mit dem Bergbauwesen eng zusammenhängende Schwerindustrie typische Industriegegenden geschaffen, die große Bevölkerungsteile angezogen haben: »Wahre Industriegegenden und Industriebezirke sind besonders in Nordungarn wegen den mit den Kohlenminen zusammenhängenden Eisen- und Stahlwerken, in geringerem Maße den Zement- und Kalkwerken, Glasfabriken, neuerdings den Chemiewerken entstanden. Wenn wir diese auf einem großen Gebiet verstreute Schwerindustrie (die Bezirke Salgótarján, Fülek, Ózd, Borsodnádásd, Kazincbarcika, Diósgyőr) als ein einziges zusammenhängendes Industriegebiet betrachten, dann kann mit ihm (außer Budapest) im ganzen Karpatenbecken nur das in den Komitaten Krassó-Szörény und Hunyad zentralisierte Industriegebiet konkurrieren. Neben den Arbeiterzentren von Pécs und Győr haben noch die in den Komitaten Komárom-Esztergom und Veszprém (Transdanubien) funktionierenden Kohlenminen, Glas- und Zementfabriken, jüngst die Bauxitminen, Tonerde- und Aluminiumfabriken sowie die Chemieindustrie charakteristische Industriegegenden geschaffen. Die größeren Fabriken haben schon immer ihre Gegend und die Kontaktnetzwerke der sie umgebenden Dörfer umgestaltet.« (S. 189.)

Die Studie, die den Eisenerzbergbau in Gömör vorstellt, zeichnet ein detailliertes Bild der unterirdischen Arbeit, der Werkzeuge, Speisen und der harten Lebensumstände der Bergarbeiter im 20. Jahrhundert. In ihrem Fachwortschatz kann, trotz Magyarisierung, ein deutliches Übergewicht deutscher Lehnwörter festgestellt werden. Es wurden auch viele Fachwörter slowakischer Herkunft benutzt. In Oberungarn spielte das Deutschtum eine große Rolle bei der Gründung des Bergbaus im Mittelalter; noch im 18. und 19. Jahrhundert kamen hier deutschsprachige Fachleute aus den Bergbaugebieten der Steiermark und Schlesiens an.

Das Ergebnis der Zusammenfassung über die Kleinhandwerker ist, dass die Handwerker in Ungarn bei der Verbürgerlichung nicht die Rolle spielten wie in den Ländern Westeuropas: »Bei uns fehlte die organische Entwicklung der Industrie, die Kontinuität und der friedliche Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus. [...] Die Organisationen der Kleinhandwerker wurden ohne jegliche Möglichkeiten zur neuen organisatorisch-funktioneller Rahmengründung vernichtet. Die heimischen Kleinhandwerker wurden schnell ruiniert, verarmten und wurden proletariert. Viele von ihnen begingen Selbstmord. [...] Schon in den 1880-1890er Jahren sind viele von ihnen nach Amerika geflüchtet, weitere zahllose Massen sind nach Kroatien, Serbien, Bulgarien oder Rumänien umgesiedelt. [...] Aber selbst in seiner größten Not hat unsere Handwerkerschaft viele Charakteristiken seiner Schichtenkultur sowie seine gesellschaftliche Selbstachtung, Distanzierung und typische Gesinnung bewahrt.« (S. 122-123.) Eine Studie widmet Paládi-Kovács den Wanderungen der Handwerksgehlen im 18. und 19. Jahrhundert. Vom späten Mittelalter bis zur Wende des 19. zum 20. Jahrhundert war Ungarn durch das Zunftsystem und die Zunfttraditionen mit der industriellen Entwicklung und der Industriegesellschaft Europas verbunden. Durch die Gesellenwanderungen erreichten technische Entwicklungen und Neuerungen in der Industrie auch Ungarn. Die Gästebücher der ungarischen Herbergen zeigen, dass die Zunftburschen durch ganz Mitteleuro-

pa gewandert sind: vom Rhein bis zu den Ostkarpaten, Galizien, zum Baltikum, den litauischen, lettischen, estnischen Gebieten, sogar bis in die Gegend von Sankt Petersburg. Zu diesem Netzwerk gehörten auch die Handwerksburschen einiger schweizerischer sowie dänischer und norwegischer Städte. Die ungarischen Wandergesellen lernten so auch Fremdsprachen, insbesondere Deutsch. In seiner Studie „Kirchen, Handwerker, Arbeiter“ beschäftigt sich auch Paládi-Kovács mit der schon von Riehl gestellten Frage, wie die Arbeiter die linkssozialistischen Ideen angenommen haben, und wie die Kirche versucht hat, sie dieser Ideologie zu entziehen.

Den Kern des Bandes bildet die Zusammenfassung über die Industriearbeiter. Darin stellt der Verfasser fest, dass das *Herz und Hirn*, also die wichtigste Schicht der Arbeiter, die Fachleute waren. Gebildete Fachleute gab es zwischen 1840 und 1870 nur im Ausland. So waren in der sich noch entwickelnden Arbeiterschaft Ungarns Deutsche und Slowaken überproportional repräsentiert. Der Anteil der Magyaren in den Fabriken entsprach ungefähr ihrem Bevölkerungsanteil, die rumänischen, russinischen und südslawischen Arbeiter waren aber unterrepräsentiert. Zur Aussage, die Arbeiterschaft gemischter Abstammung müsse als *heimatlos* bezeichnet werden, meint Paládi-Kovács: »Um die Arbeiterkolonien zu magyarisieren, haben die Investoren und lokalen Leiter der kapitalistischen Großunternehmen alles versucht. Das erforderte nach dem [österreichisch-ungarischen, L. L.] Ausgleich der Zeitgeist, aber auch ihre eigenen wirtschaftlichen Interessen. Weder die Leiter der Betriebe noch die ungarischen Arbeiter können als unpatriotisch betrachtet werden.« (S. 172.) Der Verfasser benutzt hier die methodologischen und thematischen Prinzipien, die er für die volkskundliche Erforschung der Arbeiterschaft ausgearbeitet hat. Er stellt die verschiedenen Arbeitergenerationen und Arbeiterdynastien, die Umstrukturierung und Heiratsbeziehungen der Arbeiter vor, führt in die Welt der Arbeiter ein, indem er Lohn und Schichtung, Arbeitszeit, Arbeitsordnung, Arbeitsplatz, Krankheiten, Versicherungen, Arbeitslosigkeit, Frauen- und Kinderarbeit beschreibt. Er zeigt ihre Lebensweise in den Industriegebieten, die Wohnverhältnisse, die Bewohner der Arbeitersiedlungen, Pendler, Essgewohnheiten und Arbeitertracht. Er stellt ihre Sprache und Kommunikation dar und geht auf die Schichtensprache, Fachwörter, Topologismen, Gestensprache, Zeichensprache, Tonsignale und Kommunikationsbezirke ein. Aufgrund seiner Forschungsergebnisse rückt Paládi-Kovács das vor 1990 entstandene Zerrbild über die Mentalität der Industriearbeiter und deren Platz in der ungarischen Gesellschaft zurecht: »Als Masse stand die Arbeiterschaft nicht ständig im Klassenkampf, und ihre Organisationen äußerten sich immer stark kritisch gegenüber ihren eigenen organisatorischen und politischen Anführern. Genauso wurden die unorganisierten Arbeitermassen nicht von Ideologien oder Bewegungen von außen geformt, sondern in erster Linie durch die eigene Lebenssituation sowie durch die von den Vätern geerbten Traditionen und Denkweisen. Nichtsdestotrotz war die Arbeiterschaft von Anfang an Teil der bürgerlichen Gesellschaft und wuchs in einem Jahrhundert in die ungarische Gesellschaft hinein. Diese Arbeiterschaft wollte keine Macht und keine Klassenkämpfe, sondern nur Bürgerlichkeit, menschenwürdiges Leben und eine offene Gesellschaft.« (S. 222-223.) Eine andere Studie des Bandes über die Arbeiterhäuser und Wohnungen zwischen 1870 und 1920 gehört thematisch ebenfalls zu diesem Kapitel.

Dieses Werk zeigt die Möglichkeiten der Volkskunde zur Erforschung der Arbeiterschaft im Lichte der Forschungsergebnisse des Verfassers auf. Wenn junge Volkskundler die Bestrebungen von Attila Paládi-Kovács weiterführen, könnte die

ungarische Volkskunde den Rückstand aufholen, den sie auf diesem Gebiet im Vergleich zu den deutschsprachigen und skandinavischen Ländern hat.

László Lukács

Székesfehérvár

Kultur und Bildung

SETZWEIN, BERNHARD: *Die Donau. Eine literarische Reise von der Quelle bis Budapest*. Stuttgart: Klett-Cotta 2004. 225 S., 8 Abb., 1 Kt.

In den letzten Jahren sind im Klett-Cotta-Verlag mehrere populäre literarische Reisebücher erschienen. Nach Venedig, Stuttgart, Berlin, München, Wien und St. Petersburg ist nun mit der Donau ein mitteleuropäischer Fluss an der Reihe. Als ordnender Erzählfaden zur Beschreibung der Stadtlandschaften bieten sich meistens Spaziergänge an. Bei einem Fluss jedoch braucht ein Autor *nur* dem Wasserlauf zu folgen, wie Perlen kann er die Ereignisse, besondere Landschaften, Bauten an den Ufern sowie bedeutende Persönlichkeiten aus Kunst und Gesellschaft der Donaustädte aufzählen. Konkret geht Setzwein auf folgende Städte und Dörfer ein: Furtwangen, Donaueschingen, Meßkirch, Sigmaringen, Ulm, Günzburg, Dillingen, Neuburg, Ingolstadt, Kelheim, Regensburg, Straubing, Deggendorf, Vilshofen, Passau, Linz, Mauthausen, Grein, Stein, Krems, Tulln, Kierling, Wien, Carnuntum, Preßburg (*Bratislava, Pozsony*), Visegrád, Komorn (*Komárno, Komárom*), Budapest. Wir treffen auf Spuren von Schriftstellern, Philosophen, Dichtern, Comedians, Zeitschriftenredakteuren, Dramatikern, Theaterregisseuren, Malern und Komponisten. Aber es sind auch künstlerische Multitalente, Reiseschriftsteller, Buchhändler, Filmregisseure, ein Wasserbauingenieur und ein Holzschneider unter ihnen.

Der zeitliche Rahmen der Beschreibungen reicht von den Römern über die Nibelungen bis in die Gegenwart. Die meisten Beispiele stammen jedoch aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Frühere Donaureisende kommen reichlich zu Wort, Setzwein zitiert Ludwig Bechstein, Eduard Duller, Joseph Kyselak, Lothar-Günther Buchheim, Ernst Trost, Eva Demski, Martin Graff, aber auch Donapoeten wie Péter Esterházy und Claudio Magris.

Der Verfasser hat über die Donau bis Budapest ein sehr lesbares und zum Lesen anregendes Reisebuch vorgelegt. Ihm gelingt eine gute Mischung aus Donau- und Stadtgeschichten, Mythen, biographischen Anekdoten berühmter Töchter und Söhne der Donaustädte sowie aus kurzen Ausschnitten ihrer jeweiligen Werke. Bei den vorgestellten Büchern geht es um deutschsprachige Literatur oder in deutscher Übersetzung erreichbare ungarischsprachige und slowakische Schriften. Ausgewogen werden einerseits bekanntere Geschichten vorgestellt – etwa die ungeklärte Quellenfrage, die Rivalität der Donau mit dem Rhein, ihre Versinkung und die geschichtenreich beschriebenen Gefahrenstellen des Flusses wie der Greiner Strudel unterhalb von Linz oder der Donaudurchbruch zwischen Kelheim und Weltenburg. Andererseits wartet Setzwein auch mit überraschenden Informationen über Bayern als früheres Weintrinkerland, über Mundartendichter, die das ökologische Problem (Donauausbau bei Vilshofen) thematisieren (Harald Grill und Albert Mühldorfer), außerdem über einen bajuwarischen Science-fiction-Roman vom Untergang der Stadt Passau auf. Als ein ganz ausgefallener und interessanter Fund kann der 1998 erschienene Roman eines in den USA lebenden Inders über Budapesteler Intellektu-